Hedwig Mertens [Fortsetzung]

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-575360

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Hedwig Mertens.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus dem Erleben einer Frau. Erzählung von Johanna Siebel, Zürich.

(Fortsetzung).

Hedwig Mertens schreitet langsam durch die verschlungenen Gassen, die zuweilen von einer breitern Straße durchkreuzt werden oder in die ein kleiner alter Platz sich traulich hineinschmiegt. Auf und ab wandert sie durch das verhäkelte Gewirr in die Höhe, ihrer Wohnung zu.

Der Abend streut Goldstaub durch die Luft.

Die Sonne wirft Funken in die Fensterscheiben und legt ein Brennen und Leuchten auf die Firste der Dächer. Die vielen Schornsteine blinken gleich lichtgelben Türmchen, und oben am Berge an den hellen Hauswänden hängen schimmernde Flore, die von Sonne durchrieselt sind.

Aus den Büreaus und Fabriken strömen die Menschen. Mählich wird in den großen Häusern die Tretmühle des rastlosen Tages stille gesetzt. Die Feierstunde hält ihre Schalen aus klarem Rubin den Menschen dar und will sie erquicken.

Traulich schiebt sich ein Arm in den andern, müde Gesichter werden heller, und in junge Augen, welche die Fron der Arbeit matt gemacht, kommt ein Glänzen.

Höher steigt Hedwig den Berg hinan.

Die schöne, fröhliche Stadt baut sich amphitheatralisch an den malerischen Hängen empor. Vorbei geht Hedwigs Weg an dem Universitätsgebäude, dessen mächtiger Kolossalbau sich hoch über den Häusermassen der Tiefe erhebt. Lichtfunken zucken aus den unzähligen Fensterscheiben.

Großfeuerwerk. Die Sonne illuminiert.

Auf dem umbuschten Platze vor der königlichen Fassade spielen Kinder. Ein kleines Mädchen lehrt ein noch kleineres die ersten Schritte; ungeschickt und doch unendlich zierlich in täppischer Zaghaftigkeit stellen sich die zappeligen Beinchen vorwärts.

Andere Kinder fassen sich bei den Händen, strecken die unbedeckten Köpfe mit den wehenden Härchen und steifgeflochtenen Zöpfchen nach hinten, schließen fest die Augen und jubeln im behaglichen Vorwärtsschreiten: „Wir seh'n den Weg! Wir seh'n den Weg!"

„Ja," denkt Hedwig, „solange, bis auch eure Zeit kommt, da er sich verbaut und ihr mit offenen Augen nichts mehr seht. Die kommt für jeden Menschen einmal; das ist wie ein Naturgesetz. Dann reckt ihr den Kopf und stoßt euch die Stirnen blutig und findet keinen Ausweg, nirgends, wie ihr auch spähen möget. Da liegen Riesenbäume quer über dem Pfad, ihr wißt nicht, welche Macht sie niedergeschmettert, da sind plötzlich Mauern aus eisenhartem Stein, ihr wißt nicht, wer sie auftürmte! Und ihr steht verloren da, ratlos!"

Langsam löst Hedwig die Augen von den kleinen Mädchen. In den Gebüschen schmiegen sich junge Wangen aneinander. Das Leben lebt, und die Sonne breitet ihr rotes Licht über die Welt und wirft braune, goldbestäubte Schleier über Berg und Stadt, und die Sonne flammt: „Ich segne!"

Hedwig taucht die Blicke tief in die Herrlichkeit und wandert mit den Augen am Himmel entlang, über den mächtige Strahlen einen gigantischen Königsschein glühen, der in Milliarden feiner Lichtpfeile nach allen Seiten schießt, immer leuchtender und zauberhafter.

Hedwig Mertens bleibt gebannt stehen, als möchte sie sich von Licht umwogen und umfließen lassen, auf daß all ihre Dunkelheiten von starker Helligkeit durchdrungen würden.

Aber traurig schüttelt sie den Kopf im Weiterschreiten; die Klarheit will nicht Einlaß finden.

Zögernd nähert sich Hedwig ihrer Wohnung. Zahlreiche Studenten und Studentinnen hausen hier oben.

Hedwig muß manchen Gruß erwidern. Trotz Ferienbeginn sind noch viele Studierende in der Stadt, besonders Russen. In Gruppen gehen sie an Hedwig vorbei, meistens kleine Gestalten, manche der Männer mit Kittel und Ledergürtel und die Frauen mit den breiten wippenden Hüten und den wiegenden Hüften. In nimmermüder Redefreudigkeit diskutieren sie die nahen und fernen Tagesereignisse, bleiben häufig stehen, und erregt durchschwirren die weichen slawischen Laute die Luft.

Hedwig hat früher oft interessiert in den hitzigen Gedankenaustausch der kleinen und großen Schwärme hineingehorcht. Was für Wichtigkeiten mochten sie besprechen? Wem nutzten sie mit diesem sprudelnden Hin und Her der Meinungen?

Heute hebt sie kaum die Blicke; ihr sonst so arbeitsfreudiger Geist, der sich aus leisen Strichen und streifenden Bildern mit Vorliebe ein Gesamtbild aufbaut, um es mit warmen Farben auszukleiden und zu übermalen, ist gänzlich in sich gekehrt.

So erreicht sie ihre Wohnung. Aufatmend bleibt sie stehen. Ein Warten, eine Hoffnung steigt in ihre Züge.

Hedwig Mertens wartet immer auf etwas, obwohl sie vollkommen weiß, wie müßig und vergeblich dies ist.

Aber sie vermag nie in das Haus zu treten, ohne zu denken: Diesmal kann es eingetroffen sein! Sie hat keine genau begrenzten Empfindungen über das, was eintreffen soll; in allen Undeutlichkeiten fühlt sie nur deutlich, daß sie wartet, sehnsüchtig, glühend, tief — so, wie nur Frauen zu warten pflegen, mit allen angestrengten Sinnen.

Ach, Hedwig Mertens weiß sehr wohl, daß es nicht nur müßig, sondern auch außerordentlich töricht ist, so zu warten, wie alle Frauen dies wissen, die klugen ebensogut wie die einfältigen; dennoch wartet sie und murmelt auch heute, bevor sie ins Haus tritt: „Sicherlich, diesmal wird es da sein!"

Sie ermannt sich gewaltsam; denn die Hoffnung, daß es sein könnte, und die mögliche Aussicht, daß es nicht ist, haben etwas unsagbar Lähmendes für Hedwig Mertens. Nur schwer und ungern läßt sie sich den Augenblick der intensiv konzentrierten Hoffnung entreißen und zieht doch am Ende die nackte Gewißheit der quälenden Ungewißheit vor. Ach, nichts ist schrecklicher als Ungewißheit, da Hoffnung und Gram und Verzweiflung erbittert miteinander ringen!

Hedwig öffnet die Haustür. Ein hastiger Blick auf den Briefkasten zeigt ihr, daß er leer ist.

„Vielleicht hat Frau Ulrich die Post angenommen!" sagt sie. Mit steifen Schritten geht sie in die Küche: „Guten Abend, Frau Ulrich, keine Briefe für mich?"

„Doch, Fräulein, der Briefträger hat sie mir zum Fenster hereingereicht. Ein ganzer Stoß! Warten Sie, ich habe alles in den Küchenschrank gelegt; ich will mir nur noch schnell die Finger abputzen!"

Hedwigs Herz pocht: „Diesmal wird es eingetroffen sein!" Ganz hart pocht das Herz; man muß es förmlich hören können. Aber Hedwig bleibt still und rührt sich nicht: „Gleich wirst du einen Brief haben," klopft das Herz, „und wenn's auch nur die eine armgekleidete Zeile ist! Freue dich, Hedwig Mertens! Diesmal sicher; höre doch: Ein ganzer Stoß! Hast du gehört?"

„Ja, ja!" sagt Hedwig und wartet ruhig, bis Frau Ulrich sich umständlich die Hände abgetrocknet, und sucht eine möglichst gleichgiltige Miene aufzusetzen.

„So," sagt Frau Ulrich, „da haben Sie alles!"

Hedwigs Hände zittern, als sie die Briefschaften in Empfang nimmt; ihre Züge werden dunkel enttäuscht beim flüchtigen Durchschauen. Sie wird weiter warten müssen, bis morgen — durch die langen Stunden der Nacht, bis übermorgen, bis — ach — bis sie dies fürchterliche Warten, das sie umkrallt, das sie über alle Begriffe elend macht, nicht mehr erträgt, bis es sie zwingt mit eisenharter Faust zu der Entschließung aus sich selbst, nach der sie ringt in verzweifeltem Kampfe seit Monden — — — —

„Soll ich Ihnen das Abendbrot sofort aufs Zimmer bringen, Fräulein?"

„Ja, bitte!"

„Sie sehen wahrhaftig zum Erbarmen müde aus, Fräulein, schon all die letzte Zeit, ganz blaß und durchsichtig! Sie übertun sich gewiß mit der Arbeit! Lassen Sie doch mal die Bücher Bücher sein! Was tu' ich mit all den studierten Sachen, wenn die Gesundheit darunter leidet? Die Arbeit läuft Ihnen doch, weiß Gott, nicht davon! Hören Sie auf den Rat einer alten Frau, die sie in diesen Jahren lieb gewonnen wie ihr eigen Kind, und gehen Sie hinauf in die schönen Berge! Da ist unser Herrgott so recht daheim; der malt Ihnen die Bäckchen wieder rot und steckt Ihnen die lustigen Lämpchen in die Augen; meiner Seel', da konnte sich einer ja wahrhaftig dran verbrennen!"

Hedwig streichelt der Frau das treue bewegte Gesicht: „Sie sind eine Gute, Frau Ulrich; ich weiß, eine Mutter meint es nicht besser. Vielleicht packe ich in diesen Tagen meine Koffer; Sie haben recht, ich bin müde in letzter Zeit!"

Hedwig geht in ihr Zimmer. Aber sie hat keinen Blick für seine Traulichkeit. Trübe streifen die Augen den roten Mohn auf dem Schreibtisch. Die Blumen sind der brennende Fleck im Zimmer. Das scheidende Tageslicht verfängt sich in ihnen und glüht darin auf in wilder Farbigkeit.

Schwer, fast fallend, sinkt Hedwig auf das Sofa. Stumm drückt sie das Haupt in das kühle Polster. Ihr Herz brennt, und ihre Seele strahlt Schmerzen aus.

Verwirrt spreizt sie die Finger: „Mir tut alles weh, alles!"

Die Wirtin kommt mit dem Abendbrot. Hedwig verändert nicht ihre Stellung; ein leuchtender ovaler Fleck ruht ihr Kopf auf dem Kissen.

Frau Ulrich schaut ganz bekümmert; ihr gutes Herz fühlt, daß dies junge Menschenkind leidet. Sie ahnt auch ein bißchen den Grund, der diesen Wangen die Frische und den Augen das Glänzen geraubt, und daß es nicht allein die dicken gelehrten Bücher sind und das Examen und die Doktorarbeit mit dem kuriosen Titel, den sie durchaus nicht behalten kann, was diese Ermattung bewirkt.

Am liebsten nähme sie das Mädchen an ihr Herz und sagte: „Nun weine mal, Kindchen; dann geht es dir besser. Du mußt nicht so starr sein; die blanken Tränen lösen viel tiefen, fressenden Gram und schwemmen ihn weg. Weine, Kindchen, ganz gehörig! Dann wird es dir leichter!"

Ach, das kann sie natürlich nicht sagen; sie ist eine einfältige Frau und Fräulein Mertens eine feine, studierte Dame, klug wie ein Buch!

Aber weil Frau Ulrich unbedingt etwas tun muß in werktätiger Teilnahme, gießt sie eine Tasse Tee ein, macht ihn mundbereit mit Milch und Zucker und schiebt fürsorglich die Schüsseln näher. Einen Augenblick bleibt sie noch unschlüssig stehen; aber wie Hedwig immer weiter in ihrem Schweigen verharrt, weiß Frau Ulrich, daß jedes noch so wohlgemeinte Wort eine Störung und eine Dreistigkeit bedeutet. Sie wendet sich leise; aber an der Türe zögert sie von neuem: „Soll ich Ihnen das Licht bringen, Fräulein?"

„Nein, danke, Frau Ulrich!"

Seufzend verläßt sie das Zimmer.

Ach, Hedwig Mertens zieht es jetzt oft und oft vor, im Dunkeln zu sein! Das hat angefangen an dem Abend, da Richard Elmers gegangen, als das große Warten und Lauschen begonnen, das Hinaushorchen vom Morgen bis zum Abend, ob nicht sein Schritt erschallt, sein Klopfen an der Tür. Obgleich sie sein Kommen fürchtet, so ersehnt sie es, und obgleich sie weiß, daß es nur die grausame Fortsetzung des Kampfes sein wird, in dem der Sieg so namenlos schwer zu erringen, so erhofft sie den Kampf: ein einzig armes Mal noch soll die Türe sich öffnen, um Richard Elmers hineinzulassen; er soll die Arme heben, damit sie hineinschreiten kann!

Aber er ist nicht gekommen, und Hedwig Mertens hat auf die dicken gelehrten Bücher gestarrt und ist aufgestanden von ihnen und hinter den Winkel am Ofen gekrochen wie ein wundes Tier, da, wo das Zimmer am dunkelsten ist; denn das Licht des Frühlingstages tut ihren Augen weh, und ihre Gedanken umhetzen sie gleich Rüden. Ach, überall suchte sie Richard Elmers und seinen Sonnenkuß, und in jenen Tagen, da die

Welt in Blüten stand und sie allein inmitten der Blust ohne Glanz, ein Baum, dem man die herrlichen schäumenden Kräfte unterbunden, erschien es ihr eine Narrheit, daß sie ihn geheißen zu gehen und sich des Lenzes beraubt.

Was sie schaffte, erschien ihr so töricht! Und wahrlich, es hat etwas unsagbar Trostloses, an einem Werke sich zu mühen, von dessen völliger Nutzlosigkeit man von Anbeginn überzeugt ist: das ist eine seelenermüdende Arbeit!

Hedwig Mertens hat oft den dumpfen hämmernden Kopf in die Hände genommen, damit er nicht hart auf den harten Tisch schlage; er ist bleiern schwer davon gewesen, immer wieder eine Antwort finden zu müssen auf die Fragen: „Warum plagst du dich so streng? Warum verschleuderst du deine Zeit?" Aber am Ende ist es ihr dennoch gelungen, mit Riesenanstrengungen sich festzusaugen in der Arbeit.

Hin und wieder hat sie einen Brief empfangen, einen Brief geschrieben. — Es soll niemand Hedwig Mertens fragen, wie bitter die Notgezwungenheit dieser Blättchen sie ankam! Ihr Fühlen ist wie ein hochgestautes Wasser, das den Damm durchbrechen möchte, und obgleich sie schreibt, so ist es ihr, als schriebe sie nicht; denn diese Zeilen, die wie ein dünnes Rinnsal dahinschleichen, entsprechen nicht ihrem Wesen und die Samenkraft ihrer Liebe durchfunkelt sie nicht. Aber sie hat ja trösten wollen mit den kleinen Briefen im demütigen Bettlerkleid; sie wollen ja wissen voneinander, daß sie leben.

In den letzten Wochen haben sie auch dies nicht einmal gewußt; es hat sich einer vor dem andern verschlossen. Warteten sie zu mächtig aufeinander? Wollten sie sich in diesem Schweigen der Entscheidung näher zwingen?

Ach, Hedwig Mertens ist eine von den Langsamen, die nur mühselig ihre Straße gehen! Es ist wie ein Schreiten über loses Geröll, drei Schritte vor und zwei zurück, und oft verschiebt sich die Richtung.

Niemand weiß, wann und auf welchem Pfade Hedwig Mertens ihre Ziele erreicht — — —

Immer noch unbeweglich sitzt Hedwig in dem dämmerigen Zimmer.

Endlich weicht die schmerzende Uebermüdigkeit. Hastig trinkt sie einige Tassen Tee.

Dann reißt die Unrast sie wieder empor.

Auf der Zinne des gegenüberliegenden Hauses hängt eine junge Frau Wäsche auf, Höschen und Hemdchen und Röckchen; die Stücke blähen sich im Luftzug. Ein kleines Mädchen schaut höchst aufmerksam zu, wie Mutter die Teile aus dem Zuber hebt und fest auswindet. Dann beugt es regelmäßig das blonde Köpfchen durch das Gitter, welches das Dach umläuft, und verfolgt neugierig das Wasserstrählchen, das über die Schiefer blinkt und in der Dachröhre verschwindet.

Auch Hedwig Mertens schaut so unverwandt hinüber, als bilde das Auswinden, Ausschlagen und Aufhängen der Wäsche einen außerordentlich interessanten Vorgang.

Dann setzt sie sich ans Klavier. Bevor sie den Deckel öffnet, hebt sie ein Frauenbild herunter; flüchtig berühren ihre Lippen das Glas: „Es ist gut, Mutter, daß der Kummer deines Kindes nicht mehr an dein Herz greift!" Hedwig schaut in die klaren Frauenaugen: „Ob in dir, der Feinen, mit den Seelenblicken, auch je ein Toben und Begehren gewesen? Doch wohl nicht; du schobst es beiseite, still, selbstverständlich: ‚Dies ist nicht für mich!' Glückliche Mutter du!.... Ich aber, deine einzige Tochter muß brennen, in seliger Unseligkeit!" — —

Hedwig beginnt zu spielen. Ein Klingen und Durcheinandersingen der Töne hebt an.

In wildsüßer Dämonie fluten die Klänge dahin, wie das Prallen und Donnern der Wogen an erbarmungslose Felsen, wie ein Drohen und Schreien und Anklagen. Dann kommt eine große Ruhe in das Spiel; in fast feierlichen Passagen umrauschen Hedwig die Töne: „Vertraue dich uns; wir tragen dich zu Höhen, da Sonne herrscht, wir betten dich auf einen Thron aus goldenen Wolken, und die Strahlen des Lichtes eilen herbei, sie neigen sich vor dir und küssen deine wandermüden Füße. Wir kennen nicht Einengung, wir kennen nur Freiheit und tönende, ewige Schönheit!"

Leise verklingt das Spiel — — — —

Hedwig Mertens ist sich wohl kaum bewußt, wie sie gespielt hat, so, wie man es nur vermag, wenn die Geheimnisse der Seele ihre schweren Gewänder abstreifen und scheu und eilig mit über die Tasten gleiten, um frei und lebendig zu werden.

Sie hat nicht gemerkt, daß sich indessen die Türe geöffnet und eine dunkelgekleidete Frau auf dem Sofa Platz genommen hat.

Jetzt erhebt sich diese, schreitet auf Hedwig zu und schließt das Mädchen in die Arme.

„Hedy," sagt sie mit einer wundervoll tiefen klingenden Stimme und streicht über die blonden Flechten.

Hedwig biegt leicht den Kopf nach hinten und schmiegt das Haupt an die Brust der Frau; sie schließt die Augen und bleibt so eine Weile liegen.

Diese Stellung tut ihr augenscheinlich wohl und wirkt harmonisch auf ihr Empfinden.

Es ist ganz still in dem Zimmer; nur ein Atmen, das sich tief hervorhebt aus junger Brust.

Da umschlingt die Dunkle die Blonde und leitet sie zu dem Sofa.

Wie ein ruhebedürftiges Kind bettet Hedwig den Kopf an die Schulter der Frau.

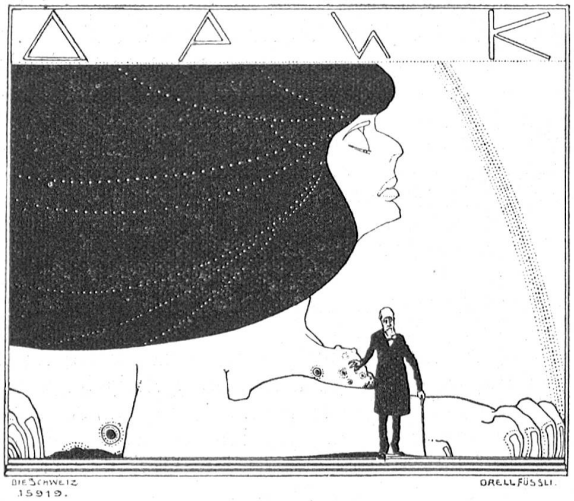
„So," sagt diese, „nun ruhe dich aus, liebes Herz!"

Da weicht das Stillesein von Hedwig; sie schaut zu der Freundin empor: „Gut, daß du gekommen bist, Anna! Ich hatte Sehnsucht nach dir. Ich bin durch diese Tage gegangen, so stumpf und so dumpf, ich ... ich ..." Von neuem verstummt sie; die stille Not will nicht laut werden und schweigt erschrocken auf den Lippen; sie fürchtet sich, Gestalt zu gewinnen.

Inniger drückt Hedwig den Kopf an der andern Schulter.

Doch nicht lange, so richtet sie sich mit einer nervösen Gebärde empor: „Was meinst du, Anna, wir wollen noch etwas in die Höhe gehen! Hier ist es so schwül und so still ... Man hört, was die Gedanken sagen. Und meine Gedanken ... Ach, komm, Anna!"

(Fortsetzung folgt).



Dank-Karte, von Robert Reimann, Veltheim, für Alfred Ernst entworfen.

Eine seltene Feier

beging am 24. Juli der Winterthurer Kunstverein. Zu Ehren des in den Kunstkreisen der ganzen Schweiz bekannten Konservators Alfred Ernst hatten sich zahlreiche Mitglieder im städtischen Kasino eingefunden; denn an diesem Tage feierte Herr Ernst seinen neunzigsten Geburtstag in körperlicher und geistiger Rüstigkeit, nachdem er ein ganzes Menschenalter hindurch dem Vereine treue Dienste geleistet. Der Jubilar gehört zu den Männern, die im Jahre 1848 den Kunstverein gegründet haben; später war er vorübergehend im Orient tätig, und Konservator der rühmlich bekannten Winterthurer Kunstsammlung ist er seit dem Jahre 1877. Das Kunstleben Winterthurs ist mit Alfred Ernsts Namen aufs engste verknüpft; mit Begeisterung und Liebe waltet er seines Amtes, väterliche Fürsorge ließ er von jeher einzelnen Künstlern angedeihen und interessiert sich heute noch wie ehedem um alles, was mit der Kunst irgendwie im Zusammenhang steht. Daneben ist er gesellschaftlich rege und beteiligt sich am öffentlichen Leben der Stadt Winterthur, in deren Exekutive er einstmals saß, mit großem Interesse. Im Vorstande des Kunstvereins ist der Greis mit dem wallenden Barte noch immer ein rühriges Mitglied. — Am Ehrenabend von Alfred Ernst, zu dem zahllose Kundgebungen von allen Seiten, von Behörden und Privaten, einliefen, schilderte der Vereinspräsident, Architekt Jung, die Verdienste des Jubilars, ebenso Stadtpräsident Geilinger und dann namentlich in sinnigem Zusammenhange Vizepräsident Geo. Volkart. Die Zusammenkunft hatte einen intimen Charakter, die Bevölkerung nahm aber Anteil daran, und die Presse gedachte des Ereignisses in ehrenden Worten. — Die originelle Karte, mit der Papa Ernst all die Glückwünsche verdankte und die wir hier mit dem Bilde des Jubilars in seinem Allerheiligsten wiedergeben, stammt von dem jungen Veltheimer Künstler Robert Reimann.

A. H.

Martin Collin, ein Frühvollendeter.

Mit zwei Bildnissen. Nachdruck verboten.

Wenn wir diese Zeilen der Oeffentlichkeit übergeben, so tun wir aus innerem Drang heraus, was wir nicht lassen können. Die vielen Freunde und Verehrer des so bald zur Ruhe Gekommenen haben ein Anrecht darauf, den Lebensgang des Mannes kennen zu lernen, von dessen Tod sie so jäh erschreckt worden sind. Und wenn er dazu beiträgt, unserer Zeit zu zeigen, daß die mißhandelten Großen, die vergeblich ringenden Künstler noch nicht der Vergangenheit angehören, daß auch heute noch solche Tragödien mitten unter uns geschehen, wenn er dadurch manchem zu besserm Lose verhilft, so wird es dankbar rauschen in den Schwarzwaldtannen über Collins Grab.

Knabenzeit.

Martin Collin ist am 1. November 1882 zu Stettin geboren. Sein Vater war damals Opernkapellmeister am Stadttheater der alten Hansestadt. In der freien Zeit erteilte er Gesangunterricht im Hause seiner Schüler und auch in der eigenen Wohnung. Die Mutter war vor ihrer Verheiratung Sängerin an verschiedenen Bühnen gewesen. Die Musik war also in der Familie das ganze Leben.

Die Wiege des Neugeborenen stand im Zimmer, in dem gesungen und gespielt wurde. Schon in das unbewußte Kindesleben klang die Welt der Töne hinein und verfehlte nicht, das Gehör des Knaben in seltener Weise zu bilden. Schon mit vier Jahren hat er sich aus einem Stück Holz und vier Schnüren selbst eine Geige gebaut und selig daran gezupft: „Vater, es tönt, es tönt!“ Und fragte ihn die Mutter: „Was soll ich dir schenken?“ so führte er sie gewiß zu einem Instrumentenladen.

Man glaube nun aber nicht, daß man es mit einem jener unnatürlichen, fast greisenhaften Knaben zu tun habe, die keine Jugendfreuden genossen und in künstlicher Weise großgezogen wurden, sodaß sie all ihre Lebenskraft auf das eine Gebiet beschränken müssen, wie wir es etwa von einem Raphael Mengs hören. Davon war — wir müssen das angesichts der großen Versuchung, die bei der seltenen Begabung für den Vater nahe lag, besonders betonen — keine Rede. Als fröhliches Kind wuchs Martin heran. Er zerriß seine Hosen wie jeder andere Junge. Ja, seine Mutter erzählt, daß für ihn kein Baum zu hoch war, er mußte erklettert werden.

Er durchlief die Schulen mit gutem Erfolg. Seine Eltern waren inzwischen nach Nürnberg und später nach Straßburg übergesiedelt. Sie legten großen Wert darauf, daß ihr Sohn in der allgemeinen Bildung nicht zurückblieb. Er besuchte in Straßburg den Konfirmandenunterricht und die Realschule. Er wurde bei den Hausaufgaben überwacht. Kurz, von Ausnutzung und künstlicher Steigerung seines Talentes war keine Spur vorhanden. Zuviel hatte der Vater von dem Schicksal solcher armer mißbrauchter Kinder gehört, um sich selber eines ähnlichen Verbrechens schuldig zu machen.

Für die Freiheit, die man vernünftigerweise dem Knaben ließ, spricht auch der Bericht von seinen theatralischen Versuchen. Mit seinen Freunden baute er als Zwölfjähriger im Hof seines elterlichen Wohnhauses zu Straßburg eine Bühne, kaufte mit den paar ersparten Pfennigen bunte Fetzen und Lappen, Waffen und Requisiten, studierte, regissierte, dramatisierte und ruhte nicht, bis die junge Truppe unter seiner Leitung — Shakespeares Richard III. aufführen konnte. Welch ein Triumph, wenn die geladenen Gäste, Mütter und Kinder aus den anstoßenden Häusern, versammelt waren, der Regisseur, Theaterdirektor, Heldendarsteller in einer Person, Martin, vor den Vorhang trat und die selbstkomponierte Ouverüre auf seiner Geige vortrug! Dann ging der Vorhang in die Höhe und

„Nun ward der Winter unsres Mißvergnügens
Glorreicher Sommer durch die Sonne Yorks.“

Bei jedem Aktschluß schlüpfte der Knabe wieder vor die Rampe und besorgte die Zwischenmusik. Ist das nicht ein Bild zum Malen? Spricht nicht die Wahl des Stücks für den feinen Tastsinn des halbflüggen Kindes, für seine ahnungsvolle Seele?

So sehr ließ man ihn gewähren, daß in jener Zeit sein strenger Geigenlehrer, Konzertmeister Schuster, oft die Stirne kraus zog, wenn er von ausgelassenen Knabenstreichen hörte, statt von angestrengter Arbeit. Ach, er hat diese später in fast allzureichem Maße nachgeholt!

Das Wunderkind.

Von einem solchen darf man dennoch, und zwar im guten Sinne, reden.

Mit dem sechsten Jahr erhielt Martin zu Weihnachten die erste Geige und den ersten Unterricht. Wohl mag ja auch schon früher seine Hand über die Saiten geglitten sein, vielleicht wie es eine begeisterte Kritik im Geiste sah, die wir deshalb er-